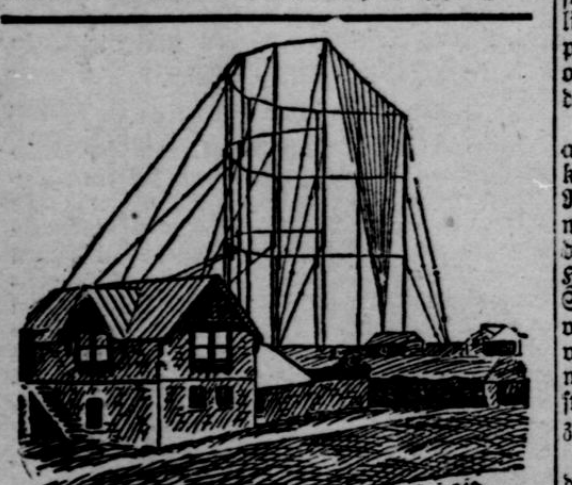


Der englischen Patrouille zusammenstieß, die immer ganz erheischlich stärker war als unsere. In so einem Falle brauchte man nur das Pferd zu haben, das das Pferd verurteilt wurde oder man selber, und schon war man geliefert. Denn bei der Schnelligkeit, mit der sich solche Reitergesandtschaften abspielten, war dann ein Fortkommen so gut wie ausgeschlossen. Mancher Kamerad war schon auf diese Weise im Gefangenenlager in Transvaal gelandet.

Der Oberleutnant stieg die Bodenwelle hinan und nahm das Glas vor die Augen. Diesmal war die Sache noch besonders schwierig, da es geregnet hatte und die Staubentwicklung somit unterbunden war, so daß man feindliche Patrouillen in dem weiligen Dornbuschgelände nur äußerst schwer bemerken konnte, eigentlich erst, wenn es zu spät war. Etwa eine Viertelstunde hatte er angestrengt durch seinen Feldstecher gesehen. Vor ihnen lag in einer Entfernung von etwa 1500 Metern eine kleine Farm. Es war jedoch nirgends etwas Verdächtiges zu erblicken. Das Leben auf der Farm konnte man genau beobachten. Die Viehtränke waren leer. Auf der Eingeborenenmutter bewegten sich die Gestalten hin und her. Vor dem kleinen Farmhaus konnte der Offizier die Farmersfrau bei ihrer Beschäftigung genau erkennen. Nach kurzer Ueberlegung beschloß er, der Farm einen Besuch abzustatten. Völlig unbekannt war irgend etwas von der Frau zu erfahren. Er sagte seinen Leuten Bescheid, ließ sich den Führer reichen und machte sich auf den Weg. Bald war er dicht an der Farm. Zur Sicherheit bestieg er einen alten, schräg gewachsenen Stamm, um nochmals den Farmhof einige Minuten zu beobachten. Das gleiche Bild wie vorher. Nichts Verdächtiges zu bemerken. Die Farmersfrau war aufsteigend in das Haus gegangen. Der Oberleutnant verließ seinen Beobachtungsposten und ging in schnellem Schritt auf das Farmhaus zu. Ein Hund kam kläffend auf ihn zu gesprungen, und gleich darauf erschien die Farmersfrau auf der Veranda des kleinen Hauses.

Nach kurzer Begrüßung nötigte die Frau ihren Gast in das Wohnzimmer und gab bereitwilligst Auskunft. Gestern sei eine starke englische Patrouille von etwa 60 Mann auf der Farm gewesen. Die beiden englischen Offiziere hätten sich eine Stunde bei ihr aufgehalten und sich nach deutschen Truppen erkundigt. Sie hätte selbstverständlich nichts ausgeliefert. Allerdings wüßte sie ja auch weiter nichts, als daß eben vor zwei Tagen die letzten Teile der Schutztruppe über die Farm gekommen und weiter nach Norden abgezogen seien. Dann erzählte sie noch Persönliches. Sie sei allein mit ihren beiden kleinen Kindern auf der Farm. Ihr Mann sei doch auch eingezogen. Sie bekam nur ab und zu einen Brief von ihm. Die Arbeit auf der Farm sei sehr schwierig. Das Verhalten der Eingeborenen liege, ließ ihr Mann fort sei, sehr zu wünschen übrig. Von ihren acht eingeborenen Männern seien vier verschwunden. Die übrigen vier, ältere Leute, seien faul und widerwillig. Wenn es nur bald wieder anders werden wollte.

Blötzlich öffnet sich die Tür, ein junges Eingeborenemädchen kommt hereingelaufen und ruft: „Miffes, Miffes, die Engländer kommen wieder!“ Der Oberleutnant greift nach seinem Revolver. „Wo sind sie?“ „In der Kletterkranz. Wo sind sie?“ „In der Kletterkranz.“ „Schnell, wo kann ich hin?“ fragt der Oberleutnant. „In der Kletterkranz.“ „Schnell, wo kann ich hin?“ fragt der Oberleutnant. „In der Kletterkranz.“



Die erste engl. Marconi-Station in Polokwane. 25 Jahre drahtlose Funkertelegraphie über den Ozean.

Frau den Schrank, denn schon hört man Pferdegetrappel. — Vor dem Hause findet die Farmersfrau zwei englische Offiziere, die eben abgezogen sind. Sie erkennt in ihnen die Herren von gestern und bittet sie in das Wohnzimmer, nachdem sie sich schnell überlegt hat, daß es auffallen könnte, wenn sie mit ihren ungeliebten Gästen auf der Veranda bleiben würde. Die Herren nehmen dankend Platz und stellen wieder ihre Fragen. Sie gibt klopfenden Herzens die gleichen Antworten wie gestern. Die Engländer mochten ihr heute einen besonders ungewöhnlichen Eindruck. Ob denn wirklich keine deutschen Helfer hier gewesen seien? Nein, sie wußte von nichts. Während dieser Fragen wechseln die Herren ernste Blicke, dann werden sie aber wieder, wie gestern, freundlich. Fragen, wie es ihr persönlich geht. Sie antwortet möglichst unbefangenen.

Oberleutnant von X. hat inzwischen Zeit, sich in seinem unbequemen Versteck über seine verheißene Lage klar zu werden. Es ist eine inakzeptable Situation. Die junge einfache Frau braucht nur für einen Moment die Nerven zu verlieren, dann ist es um ihn geschehen. Er hört deutlich die ganze Unterhaltung. Der Schrank steht unmittelbar neben dem Zimmergang, eigentlich im gleichen Raum. Die dauernde Haltung bereitet ihm nicht geringe Anstrengung. Dazu noch die ungeliebte Anwesenheit und Hitze. Er läßt doch lieber vorübergehen, wenn er nicht aufpassen muß. Er ist sich selbst bewußt, daß er sich im Hause befindet. Von dem netten, jungen, schwarzen Hausmädchen, das die ungeliebten Gäste ganz außer Acht gelassen hat, ist noch am wenigsten ein Verstoß zu befürchten; aber die anderen Eingeborenen. Wenn nun die Engländer überhaupt gleich auf der Farm bleiben, was sehr leicht möglich ist? Immer wieder hatte man von den Spionen gehört, daß die Engländer beobachteten, so schnell wie irgend möglich mit ihrer zwanzigfachen Uebermacht der kleinen deutschen Truppe nachzuziehen, um möglichst schnell das Land in Besitz zu bekommen und Kräfte für Deutschsüdafrika frei zu haben.

Seller Schweiß steht dem armen Gefangenen auf der Stirn. Er hört weiter die Unterhaltung mit an. Eine Ewigkeit dünkt ihm verstrichen zu sein. Ob denn die Gegner wirklich bleiben wollen? Dann ist es aus mit ihm. Lange kann er es so wohl in der erzwungenen Körperhaltung bei der fürchterlich dumpfen Hitze nicht aushalten.

Jetzt sind Schritte auf der Veranda zu hören. Die Tür knarrt, und er hört eine englische Meldung, daß die Pferde geknickt seien. Erleichtert atmet er auf. Diesmal scheint er Glück zu haben. Und wirklich hört er kurz darauf, daß sich die englischen Offiziere erheben und sich von der Farmersfrau verabschieden.

Die Mitterromanze der Radischputana

Von Dr. Ludwig Halla-Wien.

Die Radischputen gehören heute noch zu den kriegerischen Stämmen Indiens, wiewohl England diesen Fürstentümern nicht viel mehr als den Schein einer Unabhängigkeit übrig gelassen. Völlig ist es nur diesen Radischputen zu verdanken, daß Indien indisch blieb und nicht ganz der Gloriarie der Mohammedanischen Eroberer zum Opfer fiel und die Hindu-Religion von jenen nicht völlig ausgerottet wurde. Acht Jahrhunderte wogen die Kämpfe hin und her, und der Boden zitterte von den stampfenden Tritten der Kriegesheerführer. Freilich wurden vorübergehend manche der Radischputenführer Lebensmänner der Großmogulen, ohne aber die Eigenart von Land und Volk dem Eroberer preiszugeben.

Seltener mutet es den neugezeigten Menschen an, mit der Eisenbahn durch Länder reisen zu können, so sehr haben sich die mittelalterliche Mitterzeit mit ihren Langenreitern, aber auch mit dem Kiegezwirgeln, uns so fremd gemordet. Dem Gefühl der Behaglichkeit lebendig ist hier in der Radischputana sind wechselläufige Schlösser mit Türmen und Türmen noch nicht verdrängt, sondern von dem märchenhaften Prunk von Staatselefanten und polierten Lebewesen hoch auf feurigen Rufen belebt. Staunt fühlt man sich um fünf Jahrhunderte zurückversetzt.

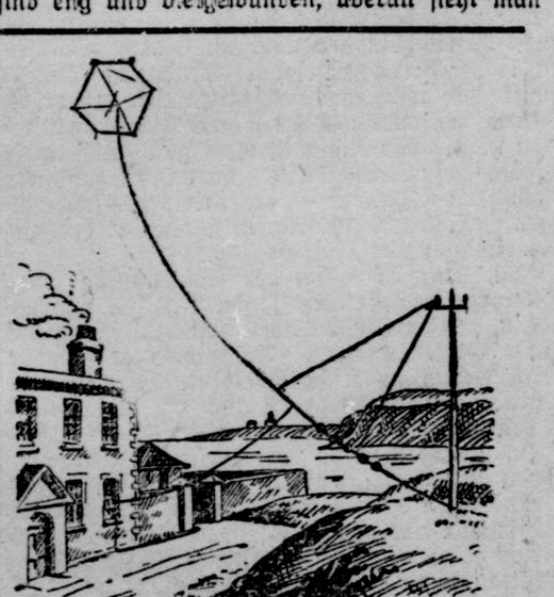
Glorreich lebt die Geschichte der Radischputen an, mit der Eisenbahn durch Länder reisen zu können, so sehr haben sich die mittelalterliche Mitterzeit mit ihren Langenreitern, aber auch mit dem Kiegezwirgeln, uns so fremd gemordet. Dem Gefühl der Behaglichkeit lebendig ist hier in der Radischputana sind wechselläufige Schlösser mit Türmen und Türmen noch nicht verdrängt, sondern von dem märchenhaften Prunk von Staatselefanten und polierten Lebewesen hoch auf feurigen Rufen belebt. Staunt fühlt man sich um fünf Jahrhunderte zurückversetzt.

Nachdem wir hören, daß etwa die Fürsten von Udaipur, die sich für die altägyptischen halten, ihren Ursprung auf den Sonnengott zurückführen und wirklich noch die Sonnenscheibe mit einem Kranz schwarzer Straußfedern im Wappen tragen. Ich sah diese Herren im Kratzenwagen umherfahren und durste den neuen halben, ich sah sie mit Stichen von englischen Fuchsjagern und Pferderennen beschäftigen. Das sah weniger nach Coteriegefechten aus. Allein der Volksglaube an ihre himmlische Herkunft ist noch unerwähnt. Viele der radischputischen Adelsfamilien sind gänzlich verarmt, aber der Geringste, der einen Tropfen Fürstenblutes in seinen Adern rollen fühlt, wäre viel zu hochmütig den Pfug zu führen. Ähnliche Ränge findet man fast nur mehr in Spanien. Aber solche Leute sind sie allzumal, schlank und tönig, das ist nicht abzuleugnen!

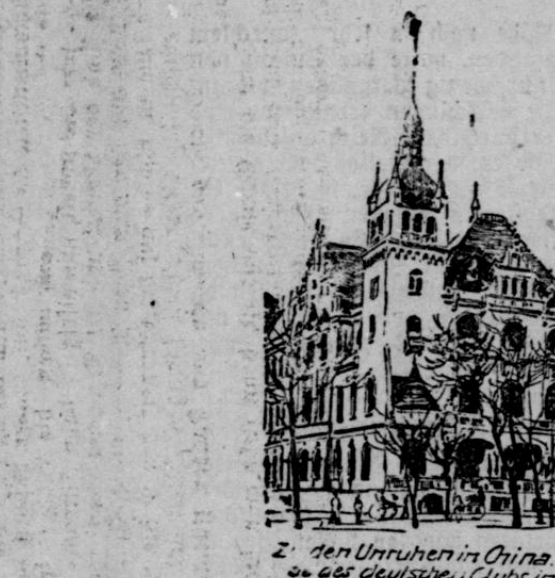
Ein kurzes Gedächtnis möge den Geist des Radischputens beleuchten. Nach unglücklicher Schlacht, in der ihr Gatte fiel, bestieg die Radischputenführin freiwillig den Scheiterhaufen, um den Geliebten nicht zu überleben. Schon paradiesen die Flammen, da fragte sie ihren einzigen Knaben: „Sag mir, bevor ich von diesem Scheiterhaufen absteige, wie ich die Leiche meines Vaters?“ „Auf dem Bette der Ehre breitet er einen Teppich von erlöschenden Feindern“, sagte der Jüngling, „ein Prinz der Barbaren ward zum Wohl für sein Haupt.“ Er schlammert im Kreise von Feindesleichen. „Sag mir noch einmal, mein Knabe, wie ich die Leiche meines Vaters?“ „Auf dem Bette der Ehre breitet er einen Teppich von erlöschenden Feindern“, sagte der Jüngling, „ein Prinz der Barbaren ward zum Wohl für sein Haupt.“

Nach langer Dummheit durch wissenschaftliche Randschaft mit hohem Armeleutnant und vornehmlichen Seiden taut mich ein Niesensstich der gelbrote Sarkisins von Vishu pats Beside vor unseren Augen auf. Zu seinen Füßen sucht sich die alte unumworbene Stadi mit ihren sieben Toren. In ihrem Antlitz haben wohl Jahrhunderte fast nichts verändert. Vishu pats hübsche Leiche liegt noch ihrem Gründer, dem Fürstentum Rao Vishu, der als Verbannter im 15. Jahrhundert wieder zu Macht kam und des Vaters Reich hier erneuerte. Einer seiner hübschten Enkel, der er Vishu, wie man sie heute noch mit ihrem Haar und softigem Bart fast nach auf Stachel setzen Regen sieht, gab dem Fürstentum den Namen, hier eine unbedingte Leiche zu führen.

In bedächtigem Vorzug stapfen schwerbeladene Kamelkarawanen aus der Wüste von Einkorn über, grell bepinselft rattern die Karren mit den schwarzweißen Radelscheiben bespannt durch die freilegende, felsige Menge. Ein Mummelkreis in verlockendem blauen Kasan und smaragdgrünem Turban hat ein ausdrucksvolles Gesicht, das sein esgrauer Bart würdevoll erhebt. Unergründlich idyllisch ein Felsenkranz um seinen Nacken mit klagen der Gebeide hält der Alte aus den Almosen nach hin. Aber sehen wir lieber dort zum Marmorbrennen unter den breitschattigen Tropenbäumen! Da scharen sich braune Schönbellen in ziegelroten und goldbraunen Gemändern und füllen ihre Westinghürte mit dem erquickenden Rauch Vishu pats Gassen sind eng und vielgewunden, überall sieht man



Die erste amerikan. Marconi-Station in Lila.



2. den Unruhen in China. Das Gebirg, das die deutsche Club in Shanghai.

höflichen Steinjerat. Balkons und Schmitz gitter der Fenster, sogar die Dachtraufen hängen wie geordnete Wollensbügel schattend vor. Da und dort sieht man hingepinselte Elefanten an Häuserwänden. Besonders reich ist ein Haupttempel am Weizenmarkt mit seiner Zieratze. Die Turmpfeile legt 130 Meter über der Stadt auf schroffem Fels, zu dem durch sieben Torwege die Schlangenlinien einer Straße emporführen. Am obersten Turm steht eine Kette von Händen in Stein gehauen und rot bemalt. Das sind Han-Spuren, die an fünfundsiebzig Witwen der Vorfahren des heiligen Mahara dja erinnern, die nach dem Tode ihres Gatten in Brunnengewässern zum heiligen Teich von Mandor zogen, um am Scheiterhaufen den Wiventod höchster ehelicher Treue zu führen. Schande wäre es gewesen, wenn auch nur eine einzige das Maha Saith, das große Widenerop, verweigert hätte. Alles ist unbedingte, sagt ein indischer Dichter. Das Leben gleicht dem Fahren eines Glühwürmchens. Aus und Ein und mögen verloren gehen, aber ein unbedingter Name dauert ewig. So mag man auch die unfassbare weibliche Selbsten begreifen. Erst die Oberherrschafft der Engländer hat gründlich mit dieser grausamen Sitte und Ueberlieferung aufgeräumt. Heute wohnen solche Witwen droben in einem alten Palastflügel. Ring um Ring steigen die verfallenen Steinmauern und Türme mit ihren Gitterfenstern und feinen Ritzarbeiten empor. Weitwachen in grünen baulichen Gewölbten, rotmarmeladen und Porzellanergüssen stehen an den Türen. Eine geschickte Eintrittsempfehlung öffnet einen Teil der älteren Gemächer mit Malereien wie aus vergilbten Pergamenten, köstliche Blau, Gold und Komposition. Das schönste aber ist der Innenhof mit den Erkern, die gleich Schwalbenneßeln hüßig über dem schwindelnden Abgrund hängen. Wie eine Leuchtkarte sind die Flachdächer der Stadt zu unseren Füßen gebreitet. Röhliche Sandsteinpaläste und zahllose kleine Hindukempel, Baumgruppen, heilige Becken und Wälder. Mithila Dufft brant über weilerweiter Wüste. O unendliches, unvergleichliches Indien!

Nach langer Dummheit durch wissenschaftliche Randschaft mit hohem Armeleutnant und vornehmlichen Seiden taut mich ein Niesensstich der gelbrote Sarkisins von Vishu pats Beside vor unseren Augen auf. Zu seinen Füßen sucht sich die alte unumworbene Stadi mit ihren sieben Toren. In ihrem Antlitz haben wohl Jahrhunderte fast nichts verändert. Vishu pats hübsche Leiche liegt noch ihrem Gründer, dem Fürstentum Rao Vishu, der als Verbannter im 15. Jahrhundert wieder zu Macht kam und des Vaters Reich hier erneuerte. Einer seiner hübschten Enkel, der er Vishu, wie man sie heute noch mit ihrem Haar und softigem Bart fast nach auf Stachel setzen Regen sieht, gab dem Fürstentum den Namen, hier eine unbedingte Leiche zu führen.

Russisches Kinderelend

Eine der ärgsten russischen Plagen, von der in den hochwissenschaftlichen Zeitungen oft gesprochen wird, und die ihr gespenstisches Antlitz in allen Städten und auf allen Straßen zeigt, ist die in unbedingbaren Mengen umherirrende Jugend. Eltern- und obdachlos, im Winter gleich den Zugvögeln in die südlichen Provinzen ziehend, leben diese Kinder von Almosen und von Diebstahl. Die Mädchen ergeben sich der Prostitution. Wenn ein Schwarm solcher Kinder sich in einer Seitengasse zeigt, schließen sich die Türen der Geschäfte und die Passanten drücken sich an die Mauern und verschauern mit den Händen ihre Taschen. Der Präsident des Zentraltribunals der Sowjet-Union Jimokurov schätzte die Zahl dieser halbwilligen Baganten auf mindestens 400.000. Die russische Regierung erklärt, sie sei außer Stande, diese Plage zu beseitigen. Professor Gernet, der sich der Mähe unterzog, hundert derartige Knaben eingehend auszuforschen, erklärt, daß 80 % von ihnen Alkoholtrinker sind; manche haben noch vor dem 10. Lebensjahr mit dem Genuß dieses nervenzerrüttenden Giftes begonnen. „Der größte Teil des Publikums“, schreibt die Wm. Lenins in der „Pravda“, „denkt, daß diese verlassen Kinder das Erbteil des großen Krieges und der darauffolgenden Wirtschaftsmisere sind. In der Tat aber sind sie

zu Dreifach nicht das Produkt der früheren Katastrophen, sondern die Folge des jetzigen Übels, das ist der Arbeitslosigkeit und der Not unserer Väter.“

Nikolai Pogodin, der Feuilletonist der Prawda, zeichnet in einer Skizze das Charakterbild eines solchen obdachlosen Knaben. Darin ist auch das Lied enthalten, welches die obdachlosen Kinder in ganz Rußland zu singen pflegen. Die große Tragödie, das schwere Schicksal der obdachlosen Knaben und Mädchen kommt darin mit markanter Schärfe zum Ausdruck. Ohne weiteren Kommentar mögen einige Zeilen aus diesem Liede hier angeführt sein:

„Dort im tiefen Tal, im Garten, schmetternd singt die Nachtigall, doch ich Knabe in der Fremde, bin vergessen überall.“

Matt vor Hunger und vor Kälte habe ich schon oft gebebt, bin ich auch noch jung an Jahren hab' ich doch schon viel erlebt.

Ach ich sterbe bald — bald und dann spahrt man mich wohl ein, — niemand kann es je erfahren, wo mein Grab, mein Grab wird sein.

Niemand, niemand kann's erfahren, ferne sind die Menschen all, — nur im frühen Lenz da schmettert über'm Grab die Nachtigall.“

Fußfestschmuck

Das neueste in der Modemetropole Paris ist die Fußfestschmuck. Mehrere Pariser Professoren dieser neuen Wissenschaft sich mit der Entdeckung vor die Öffentlichkeit getreten und behaupten, daß man aus den Linien der Fußsohle den Charakter des Menschen weitaus besser beurteilen und feststellen kann, als dies bisher aus den Handlinien der Fußsohle. Wie die Hand, hat auch die Fußsohle ihre eigenen Linien, die den Charakter und den Geist widerspiegeln; auch weist sie eine Lebenslinie, eine Glückslinie und eine „Gürtel der Venus“ auf, die von den Fußballen an der großen Zehe zur vierten Zehe verläuft. Ferner befinden sich auf der Fußsohle Sterne, Kreuzungen und Wirbel, die den Professoren für ihre Deutung von besonderer Wichtigkeit sind. Die Fußsohlenscheitel bilden bereits einen großen Kundenkreis, der sich hauptsächlich aus der eleganten Damenwelt der französischen Hauptstadt rekrutiert. In der Gesellschaft, beim Dinner und fünf Uhr Tee bildet diese moderne aller Wissenschaften das Gespräch des Tages. Ein würdiger Vertreter dieser edlen Kunst darf im Kreise eleganter Damen niemals fehlen; denn sie sind ja mit allen Feinheiten ihres Herzens darauf verpichtet, sich aus ihren roten Fußsohlen, die Rabindranath Tagore in einem seiner indischen Gedichte verherrlicht, den Charakter und wenn möglich auch die Zukunft deuten zu lassen. Der Fußfestschmuck ist zum Salonlöwen geworden. Ihm ist auch das Glück beschieden, die verborgenen Geheimnisse der hohen Weiblichkeit zu lüften, denn nicht alle Damen finden sich dazu bereit, dieser sonderbaren Prozedur zu unterziehen. Und gerade diese sind es, die durch ihre Weigerung ihr Geheimnis offenbar werden lassen. Der Fußfestschmuck kann auf sie allerlei Schlüsse ziehen. Während nämlich die Hände der Modedamen immer außerordentlich gepflegt sind, kann man das von ihren Füßen meist weniger behaupten, da die engen Schuhe und die hohen Hacken die Form des Fußes verunstalten, so daß es begreiflich ist, wenn sich die Damen weigern, diese Mißbildungen öffentlich zu zeigen. Die „Podomantie“, so heißt die neue Wissenschaft, findet bei den Pariser Modedamen großen Anklang; und jeder Jüngling ist bestrebt, diese Kunst zu erlernen, damit er in der Damen-Gesellschaft — sprechen wir nicht weiter darüber.

Teufelsanbeter

Von Dr. Julius Rud. Kaim-Konstantinopol.

Fern von westlichen Einflüssen, in den Gebieten, da Christentum und Islam sich auf dem Boden alter Religionen begegnen, zeltet das typische Seelenleben seine merkwürdigsten Blüten. Allein in dem Raum zwischen der syrischen Küste und dem persischen Golf beschließen sich wohl mehr als zehn christliche Konfessionen und Sekten, teils im Lande selbst entstanden, teils aus dem Ausland „eingeführt“. Sie alle aber sind doch — vielleicht mit Ausnahme der „Nestorier“, Ägyptisch gehen —



Zum Bürgerkrieg in China. Der „Red“ die Hauptstrasse von Shanghai und der Hafen im Vordergrund.

christliche Gemeinschaften, denen dann die islamischen Gemeinden und Religionsverbände sowie in einzelnen Landesteilen die jüdischen Sekten gegenüberstehen. Getrennt aber von Juden, Christen und Mohammedanern und so mit deren Religionen wieder in mancher Hinsicht verbunden, lebt in Mesopotamien der jüdische Stamm der Jesiden, die man Teufelsanbeter nennt.

Um es gleich im voraus zu sagen: Wir wissen nicht allzuviel von ihnen. Zwar kennen wir die Umriffe und einige Grundgedanken ihrer Religion, kennen manche Eigenarten ihres im übrigen noch recht wenig erforschten sozialen Lebens, ein geschlossenes Bild ihres Volkstums aber haben die Reisenden und Forscher, die sich bisher mit ihnen beschäftigt haben, noch nicht darbieten können. Aber was wir wissen, dürfte genügen, sie als einen der interessantesten Stämme der alten Welt erscheinen zu lassen. Schon der Aufbau ihrer Gesellschaft ist dem der untrüben um so viel ferner, als er dem indischen näher scheint: die Bevölkerung zerfällt in Kasten, deren jede ihre religiöse und politische Stellung auszufüllen hat. An der Spitze steht die Kaste der Scheds, und es ist der oberste Sched, der in Wahrheit als das Oberhaupt des Stammes anzusehen ist. Tann lebt auch — nicht im Festlandgebiet selbst, sondern in der Nähe von Mossul — ein jesidischer Emir, der die nationalen Interessen des Stammes als angebliches Oberhaupt nach außen zu vertreten hat, so ist er doch, trotz mancher Rechte, die ihm zustehen, machtlos dem Volke selbst gegenüber: Das Wort des Scheds ist Gesetz!

Es darf als sicher angenommen werden, daß die Jesiden ethnologisch als Kurden anzusprechen sind; ihre Sprache ist kurdisch, ihre Gestalten ähneln im allgemeinen denen der Kurden mehr als denen der Araber. Auch ihre literarische Sprache ist kurdisch, ihre „wissenschaftliche“ aber, die Sprache, in der ihre heiligen Bücher geschrieben sind, ist arabisch, das deshalb auch fast nur den Priesterkassen literarisch geläufig zu sein scheint. Nach Meinung der Jesiden selbst ist ihre Abstammung nun freilich eine ganz andere als die der Kurden und überhaupt aller anderen Menschen: während nämlich die übrige Menschheit von Adam und Eva abstamme, seien sie selbst die Nachkommen Adams allein! Diese Behauptung dürfte einer der wenigen wirklich selbständigen Züge ihrer Religion sein, die im übrigen aus dem Witherglauben, der Zoroastrianismus, dem Judentum, dem Christentum und dem Islam entlehnt ist. Bis eben auf jene Urschauung, die ihnen den unbedingten Titel als Teufelsanbeter eingebracht hat.

Und nun diese ihre Religion selbst, wie sie sich bis heute in den Ergebnissen der verschiedenen Forschungen und in ihren eigenen Aussagen darstellt: Gott, das „Höchste“, wollte die Welt erschaffen sehen, tat es aber nicht selbst, sondern beauftragte den ersten Engel damit, dem er für seine Tat eine Art Verwaltungsrecht auf 10.000 Jahre verlieh, von denen jetzt 3000 abgelaufen sind. Dieser Vertreter Gottes, dieser Engel und Verwalter aber, Melek Taus geheßen, ist kein geringerer als der Herr der Hölle, Luzifer, der Teufel. Mit diesem gefallenen Engel hat die Welt zu rechnen. „Er ist auch nicht das „Höchste“, denn das bleibt Gott, so ist er doch der alleinherrschende Verwalter, der Herr über Leben und Tod, dem man daher die nötige Verehrung zu erweisen hat. Ein eigenes Anbeten des Teufels ist nicht erlaubt; der metallene Pfau, der des Teufels Sinnbild ist, wird zur Verehrung von Dorf zu Dorf getragen, wird voll Angst und Grauen betrachtet, wird als Symbol der Welt erlöst.

Und doch schmücken arabische Koranprüche die Mauern der Tempel, und doch ist unter der Schär der übergen Engel auch Jesus zu finden, auch Elias, und doch ist die Quelle Zem-Zem heilig, die der Sched Abi, dessen Grab selbst ein Heiligtum ist, von Mekka herbeigeholt hat (was sie nicht hinderte, auch in Mekka zu